

# „BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

## Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perastui. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung).

Vielleicht wäre sie auch mit diesem noch glücklich geworden. Hans Andorf war ja ein brauchbarer Schauspieler mit viel Energie und Verstand; er wäre wohl im Stande gewesen, die Direktion weiterzuführen. An alles dies mußte diesen Morgen der alte Mann denken.

Dann wunderte er sich, daß heute Julianne so lange in ihrer Kammer blieb. Schließte sie noch?

Nein, dies war nicht möglich; es ging ja bereits in den hellen Vormittag hinein. Fehlte ihr etwas?

Es zitterten ihm die Füße bei dieser Annahme.

Er wollte an ihre Thür eilen, als ihn plötzlich eine große

Schwäche übermannte, so daß er sich an der Wand stützen mußte. Er kam sich auf einmal so einsam, so hilflos und verlassen vor.

Nichts rührte sich in Juliannes Stube.

War es die Scham, die sie heute zurückhielt?

Sie hatte ja gestern den Baron ge-

sehen und gewiß den Grund seines Hierseins errathen. Scheute sie sich, vor das Auge des Vaters zu treten, der sie in der Ehre erzogen und den sie nun doch betrogen hatte.

Aber Jeremias mußte auch, daß er

wegen gab es viel zu thun in den letzten Stunden.

Jeremias nahm seine Kräfte zusammen und pochte zagend an die Thür von Juliannes Stube.

Keine Antwort erfolgte.

Er klopfte stärker, unruhiger und da er abermals keine Stimme vernahm, drückte er auf die Klinke.

Wie der alte Komödiant in das Zimmer trat, verlor sich auch der letzte Tropfen Blut aus seinen Schläfen.

Kein Laut kam von seinen Rippen, obwohl er das Gefühl hatte, als müßte ihn in diesem Augenblick ein großes Unglück treffen.

Langsam hob er das Auge.

Das Bett war unberührt; einige Kleider lagen in Unordnung umher.

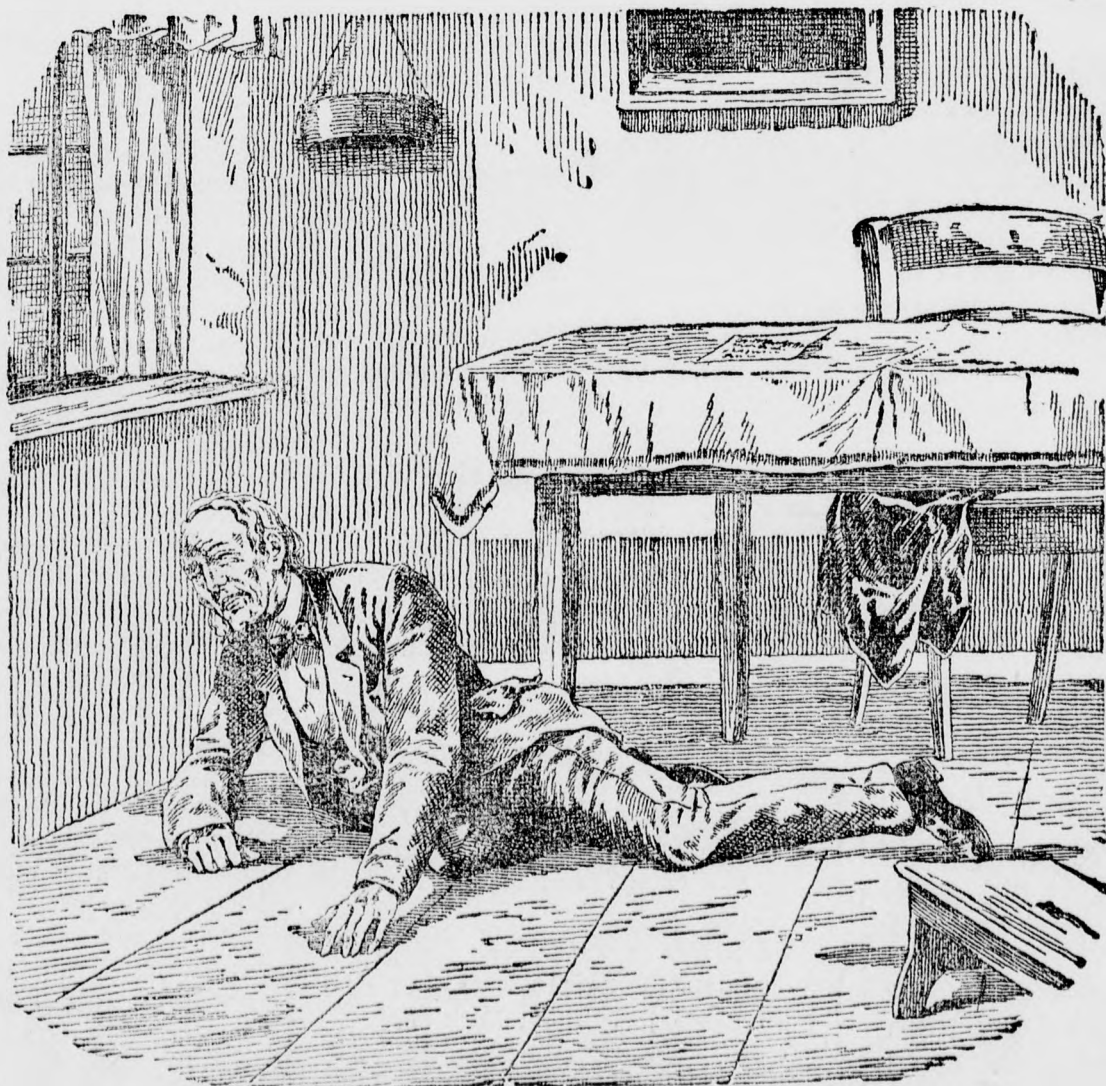
Auf dem kleinen Tischchen lag ein weißer Zettel.

Lange starrte er auf die paar Schriftzüge.

„Lebe wohl, Vater. Wir müssen für immer scheiden. Denke in Deinem Schmerz auch daran, daß ich dadurch sehr

glücklich werde. Suche mich nicht. Es würde nichts helfen. Ich wünsche Dir noch alles Glück auf Deinen Wegen. Dein Stand darf nicht mehr der meine sein.“

Dann folgte noch eine recht gleichgiltige Nachschrift;



Der Theater-Teufel. Er stürzte an dem Tisch zusammen und blieb so liegen.

seinem Kinde verzeihen mußte, diesem einzigen, das ihm noch geblieben war.

Auf dem Gang draußen liefen manchmal Personen hin und her.

Man vernahm die Stimmen der Herbdamen. Der bevorstehenden Abreise

„Grüße die Mitglieder von mir, auch Andorf.“

Er hatte nun schon drei Mal gelesen und sein Kopf wollte diesen Schlag nicht fassen. Immer tiefer sank das alte Haupt.

Jetzt griff er mit beiden Armen in die Luft, schlug die Hände betend, jammern zusammen.

„Nicht das! O, mein Herrgott, nicht das! Es ist nicht wahr — nicht wahr! Julianne —!“

Seine Stimme brach in einem Aufschluchzen.

Er stürzte an dem Tisch zusammen und blieb so liegen. Niemand kam, keine Hand legte sich auf seine Stirn, tröstend und beruhigend.

Jeremias Schmidt, der wandernde Komödiant, war ja allein, jetzt ganz allein auf der Welt.

Nach sein zweites Kind hatte ihn verlassen, ohne Gewissensbisse.

Verlassen wird er sterben, vielleicht auf der Landstraße, vielleicht hinter den bemalten Felsen seiner Bühne, unter dem Zohlen des Publikums.

O, Heimath, o, Friede des Vaterhauses! Ihr kennt sie nie, wandernde Künstler, diese trauten Worte und ihren Begriff. Euch bleibt das Glück für immer fern!

Der dicke Wirth vom Reichswappen war schon den ganzen Abend vorher unruhig seinen Geschäften nachgegangen. Man war dies gar nicht von ihm gewöhnt und die beiden Damen Herbst, welche sich fast unentbehrlich gemacht hatten, blinzelten einander verstohlen zu.

Sie wußten, daß jetzt, kurz vor der Abreise, dem Wirth nichts Anderes übrig blieb, als sich zu erklären, an welche von den beiden Herbstblüthen er eigentlich sein Herz verloren hatte.

Der kleine, korpulente Wirth schätzte die Damen sehr, behandelte sie jedoch ganz gleichmäßig.

Seine Unruhe wuchs noch, als er an diesem Abend so manchen liebeschwärmenden Blick auffangen mußte, der von Lydia oder Bianka kam.

Weshalb war der Wirth vom Reichswappen so unruhig? Er brauchte ja nur zu sprechen!

Die Sache war aber diese: er wußte wirklich nicht, welche er wählen sollte.

Beide hatten sich gleiche Verdienste um die Bedienung erworben. Indeß, er mußte sich doch entscheiden.

Noch einmal ließ er seinen prüfenden Blick über die flinken Kellnerinnen gleiten, dann war er so ziemlich mit sich einig.

Als bald darauf von Seiten der herbstlichen Damen das Gespräch wiederum auf die bevorstehende Abreise kam, äußerte der Wirth entschlossen, er möchte vorher noch etwas im Vertrauen mit Mama Herbst besprechen und ob die jungen Damen wirklich geneigt wären, am hiesigen Platz zu verbleiben.

Er müsse offen gestehen, daß er sich sehr vereinsamt fühle, wenn ihn nun die ganze Gesellschaft verlasse.

Diese Rede hatte ihm viel Anstrengung gekostet, aber er hatte die Genugthuung, zu sehen, wie rasch sie von den beiden Damen erfaßt wurde.

Beide errötheten zugleich, Beide thaten einen poetischen Augenaufschlag und Beide wollten mit Seufzen sogleich die Mama herbeiholen.

Dies wehrte der Dicke jedoch ab mit dem Bemerkten, daß er Madame Herbst am liebsten selbst morgen früh in ihren Zimmern aufsuche. Für diesen Abend wäre es doch schon zu spät und seine Gäste verlangten die Anwesenheit des Wirthes.

Die beiden Damen gaben sich zufrieden, aber sie benützten den nächsten, freien Augenblick, um der Mutter die Neuigkeiten mitzutheilen.

Es war nur recht unangenehm, daß man noch immer nicht wußte, welche nun eigentlich hier sitzen blieb — schon wegen dem Einpacken der Garderobe.

„Es ist ein wahres Elend mit den heutigen, jungen Männern,“ damit meinte Madame Herbst den Wirth, „daß sie sich so schwer entscheiden! Soll ich nun Lydia's oder Bianka's Garderobe herauflassen?“

Schließlich entschloß sie sich für Beides. Die sogenannte ‚Garderobe‘ nahm ja auch nicht viel Raum ein.

Die alte Dame sonnte sich in der Aussicht, welche sich bot. Reichswappnerin! Ihre Tochter! Welche es war, blieb einerlei.

Ein sorgenfreies Alter stand ihr bevor. Dem Thespisarren folgte man, so lange es ging, strandete man aber doch, was häufig geschah, so wußte man doch wohin nun: zur Tochter, der Wirthin zum Reichswappen.

Lydia und Bianka träumten diese Nacht von einem riesigen Wappen, auf das sie sich so recht nach Behagen setzen konnten.

Am anderen Morgen hatte sich der Wirth zur Ausführung seines Entschlusses aufgerafft.

Er band sich die Schürze ab, strich sich nachdenklich über das fette Kinn und rechnete auf einem Blatt Papier etwas aus.

Dann stieg er langsam die Treppe hinauf.

Der kleine, magere Intriguant, welcher eben im Begriff stand, auf seinen Gummischuhen den Gang hinaus und die Treppe hinunter zu huschen, fuhr sehr erschrocken zurück, als er den ominösen Wirth auftauchen sah.

Er dachte an verschiedene Seidel Bier und diverse Frühstücke, die er, als echter Künstler, bis jetzt zu bezahlen vergessen hatte.

Ihm schlotterten alle Glieder. Sicher war der Wirth vor der Abreise gekommen, um sich den unsicheren Kontisten zu holen.

Allein der Wirth bemerkte ihn nicht einmal und die Schuld hatte er auch bereits in den Rauchfang geschrieben!

Als der Intriguant nun die Thür gehen hörte, welche zu Madame Herbst's

Zimmer führte, klopste er in langen Sägen die Treppe hinab.

Zurückzufahren brauchte er nicht mehr; sein ‚Gepäck‘ hielt er unterm Arm. Es bestand in einer mit starkem Bindfaden verschnürten Zigarrenkiste.

Die Richtung, welche der Wagen des Direktors nahm, mußte er und wollte diesen an ferner Stelle erwarten. Diese Art des Abschiednehmens war eine Eigenthümlichkeit des kleinen Intriguanten.

XVII.

In fieberhafter Erregung hatte die Familie Herbst das Erscheinen des Wirthes erwartet.

Schon früh hatte die Alte etwas ‚jugendlich Roth‘ an die beiden, blassen Herbstblüthen vertheilt und mit einem, beim Theater gebräuchlichen Zündhölzchen einige vorsichtige Striche über und unter die Augen gemacht. Dies gab den bekannten ‚feurigen‘ Blick.

Jede der Töchter trug diesen Morgen ihre weitfastigste Taille und sie sahen gar nicht so mager mehr darin aus.

So vorbereitet erwarteten sie den glücklichen Freier, der endlich auch ankam.

Auf sein Klopfen riefen Lydia und Bianka mit süßester Stimme ihr ‚Herein!‘ was Ihnen einen verweisenden Blick der Mutter zuzog.

Der Wirth war etwas verlegen, schließlich dachte er aber, daß man es mit solchem Volk nicht so genau zu nehmen brauche und er lachte dreist.

Daraufhin machten die beiden Jüngeren einen Knix, seufzten leise und schwebten in die Nebenkammer, wo sie sich sofort an dem Schlüsselloch niederkauerten.

Der Wirth räusperte sich entschlossen. „Liebe Madam,“ sagte er, „Sie haben zwei Töchter.“

Die Mutter nickte ihm freundlich zu. „Ja; zwei liebe Kinder, nicht wahr? Eitffam, fleißig —“

„Was das Letztere betrifft, da haben Sie Recht,“ meinte der Wirth, „fleißig sind Sie. Und deswegen komme ich auch eben noch vor der Abreise zu Ihnen.“

Madame Herbst hatte schon den Arm in Bereitschaft, um ihren mütterlichen Segen zu geben.

Das entscheidende Wort mußte jetzt ja fallen.

„Sehen Sie,“ meinte der Wirth breit; „von den Komödianten hält man hier gewöhnlich nicht viel, aber ich bin ein selbstständiger Mann und habe mich nicht um die Anderen zu kümmern. Ich bin auch Wittwer und könnte eine fleißige Hand für meine Wirthsstube wohl gebrauchen.“

Der Mutter glänzte eine Thräne im Auge; es galt ja nun, ein Kind zu verlieren.

Aber es war doch auch wiederum ein Glück.

Der Wirth räckelte sich gemächlich auf dem angebotenen Stuhl.

„Sehen Sie,“ versetzte er, „eigentlich gefallen mir beide und wenn es anginge, nähme ich gleich das Paar.“

„Aber das wäre doch zu viel des Guten.“ Aber das

Madame Herbst bedeckte schamvoll die Augen.

„O, Sie Böser!“ lispelte sie.

„Also muß ich bei Einer bleiben!“ lachte der Dicke jovial. „Die soll es dafür um so besser haben.“

Die alte Dame blickte ihn sehr gerührt an.

„Treffen Sie nur Ihre Wahl, Herr Wirth.“

An der Zimmerthür entstand ein Geräusch. Die jungen Damen stritten sich um das Schlüsselloch.

„Wenn ich also wählen kann,“ sagte der Besucher, „dann möchte ich um die Lydia bitten.“

Während sich Madame Herbst feierlich erhob, kniff im Nebenzimmer Bianca die glückliche Schwester wüthend in den Arm.

„Nehmen Sie meinen Segen!“ stöhnete die alte Herbst. „Holen Sie sich die Erwählte!“

Der Wirth mußte lachen; es kam ihm Alles so komisch vor.

„Nein, nein,“ entgegnete er; „ich möchte doch die Sache erst mit Ihnen abmachen. Sicher ist sicher. Sind Sie zufrieden, wenn ich der Lydia jährlich dreißig Thaler bezahle, Weihnachten und Pfingsten ein neues Kleid und zur Kirchweih lasse ich mich auch nicht lumpen?“

Mit weitgeöffneten Augen starrte Madame Herbst den Wirth an.

Ihre zum Segen erhobene Hand sank herab.

„Ja — wozu wollen Sie denn — mein Kind?“ schrie sie.

„Zur Kellnerin, natürlich; ich habe mir's lange genug überlegt. Also wie gesagt: „Dreißig Thaler, Weihnachten und —“

Mit einem lauten Schrei wurde Madame Herbst ohnmächtig.

„Ach, Du mein Herrgott!“ rief der Wirth sehr erschrocken. „Was hat denn nur die Alte?“

Aber auch in der Nebenkammer ertönten zwei Schreie. Die Thür öffnete sich und die beiden Herbstblüthen stürzten heraus mit sprühenden Augen.

„Hinaus! Hinaus! O, das jungfräuliche Herz!“

Zu gleicher Zeit fielen sie ebenfalls ohnmächtig auf die Reisetoffer.

Perplex starrte der Wirth die Gruppe an.

„Sollte das die Freude sein?“ murmelte er. „Solch' eine verrückte Familie ist mir doch noch nicht vorgekommen. Ich sage es ja, mit den Komödianten ist nichts anzufangen.“

Er zog sich schleunigst zurück.

Als er die Thür hinter sich schloß, erkannte er an dem Lärm, der in der Stube aufstieg, daß die ganze Familie wieder ‚lebendig‘ geworden war.

Alle Dreie standen aufrecht und schüttelten die Fäuste.

„Rache! Rache!“

Ein Bild zu Macbeth's Heren.

Die Vorahnung der Mutter hatte sich erfüllt: eine ihrer Töchter war im Reichswappen sitzen geblieben — die Andere

aber auch. Es war nur etwas anders gemeint.

„Pact Alles ein,“ sprach die Mutter tragisch, „und werst Euer Herz dazu. Die Sterne wollten es nicht.“

Aber die beiden Töchter hätten sich über das Wort; Kellnerin' vielleicht noch lange nicht beruhigt, wenn nicht ein neues, plötzlich eintretendes Ereigniß ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte.

Es war die Stimme ihres alten Direktors, die höhl und gebrochen durch den Hausgang scholl.

„Mein Kind! Julianne! Man hat sie mir entführt! O, ich armer Mann! Ich kann nicht weiter ohne mein Kind!“

Der alte Komödiant taumelte der Treppe zu. Die Thüren wurden aufgerissen.

Bei dem furchtbaren Jammer ihres Direktors vergaßen die Herbstblüthen sogar ihr eigenes Leid. Julianne fort — entführt!“

„Sie ist im Schloß drüben!“ rief die alte Herbst giftig.

Jeremias blickte sie wortlos an, dann hastete er die Treppe hinab.

Niemand wollte Julianne seit dem gestrigen Abend gesehen haben.

„Ja — im Schloß,“ jammerte Jeremias; „ich gehe in's Schloß. Man muß sie mir herausgeben, oder der Himmel wird sie noch einmal Alle dafür strafen.“

Vor dem Reichswappen stand der Wagen, auf welchem die Dekorationen befördert werden sollten. Es galt diesmal einen ziemlich weiten Weg zu machen.

Nur langsam ging das Aufladen vor sich. Der Direktor ließ sich nicht sehen; man mußte, daß er beim alten Baron im Schloß war.

Der Intriguant war ebenfalls verschwunden; man kannte aber auch diese Art.

Ein Knecht mußte helfen, denn Hans Andorf hinkte nur mühselig umher.

Er lachte oftmals laut vor sich hin, trotz seiner Schmerzen, sagte aber sonst nichts.

Als ihn Kunzendorf über den kranken Fuß befragte, gab er an, in der Nacht gestürzt zu sein.

Es ging schon gegen Mittag und der alte Direktor kam noch immer nicht.

Die Zeit war gekommen, wo man abfahren mußte, wollte man nicht auf der Bahnstation den Zug versäumen, mit dem die Dekorationen weiter befördert wurden.

Aus der Direktions-Wohnung hatte Graf Leicester' bereits die verschiedenen Kisten auf den Wagen geschafft, auch Madame Herbst stellte ihre Körbe bereit.

Der Knecht schirrte die Pferde an den Wagen.

Um den schmalen Intriguanten kümmerte sich Niemand; er war eben, wie schon oft, vorausgegangen.

Die verliebte Frau des Schreibers kam auch herbeigelaufen und nahm mit gerötheten Augen noch einmal Abschied von ihrem Grafen Leicester, ihm dabei einen

Gelbschein zum Andenken in die Hand drückend: „Für das schöne Bild!“ wie sie sagte.

Er steckte mit unnachahmlicher Grazie den Schein in die Westentasche, winkte mit der Hand und sagte:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath, Daß man vom Liebsten, was man hat, Muß scheiden!“

Laut schluchzend, eilte die Schreibers-Gattin davon; sie konnte sich nicht mehr länger halten.

Die Damen Herbst erschienen auf der Treppe mit majestätischen Schritten.

Nichts erinnerte mehr an die Kellnerinnen, jeder Zoll eine Königin. Unten trat ihnen der Wirth entgegen, der allen Mitgliedern noch eine Erfrischung reichen wollte.

Die Damen bedachten den guten Mann mit solch' fürchterlichen Blicken, daß er ganz vergaß, auch ihnen anzubieten.

Gravitätisch schritten die Beleidigten zum Wagen, den sie mit Hilfe eines Pferdeknechtes bestiegen. Dann setzten sie sich mitten zwischen die Dekorationen und erwarteten die Abfahrt.

Nur Jeremias fehlte noch immer. Man mußte freilich, wo er war, doch Keines wollte ihn herbeiholen.

Drückend lastete der Augenblick auf allen; selbst dem Wirth war gar nicht mehr zum Lachen. Nicht nur, daß der Baron die Schauspielerin entführte, er bekam auch keine Kellnerin.

War ihnen der Lohn denn zu gering? Was dies anbetraf, so zahlte er auch einer ganz angesehenen Person nicht mehr. Und das waren doch nur Komödianten.

Eine rasche Bewegung ging durch die Wartenden.

Jeremias näherte sich.

Der Pferdeknecht stieg auf den Vorderfuß und rief den Künstlern zu, der Herr Direktor möge sich beeilen, sonst versäume man den Zug.

Doch Jeremias kam nur langsam näher, ohne Hoffnung, ohne Trost.

Man sah es wohl, er war gebrochen, sein letzter Lebensmuth gesunken, nur noch eine Ruine des einst lebensfreudigen Mannes. Sein Gesicht war erschreckend bleich, der Gang unsicher, schlaff.

Vor seinem Wagen blieb er stehen, ohne Gedanken, was nun?

„Graf Leicester' legte die Hand auf seine Schulter und sagte, daß man abfahren müsse. Des Direktors Gepäc hätten sie schon verladen und was noch oben herumlag, ebenfalls verschlossen. Er möge aufsteigen.“

Der Alte gab keine Antwort. Hilflos blickte er sich um. Wenn es nun doch nur ein Traum war!

Aber die er zu schauen begehrte, seine Julianne, fanden die Augen nicht. Alles war leer und kalt! Sie konnte ihn verlassen, nachdem sie mußte, daß sie allein noch sein Sonnenschein, sein Segen und Glückstern war, das ihn alle Sorgen willig ertragen ließ.

Jeremias, der Wander-Komödiant,

war ein Vater, der viel für sein Kind that, der Alles dafür noch gethan haben würde. Und dennoch ward er verlassen!

Der Knecht gab mehrmals mit der Peitsche eine Mahnung.

Der erste Held und Kunstmaler führte den willenlosen Mann zu dem Wagen und hob ihn hinauf.

Dort, zwischen Dekorationsstücken, fiel Jeremias nieder, blickte starr vor sich hin und schlug die Hände ineinander.

Hans Andorf war abseits gestanden und hatte seinen Direktor betrachtet.

Nun, als Alles saß, stieg auch er auf das hintere Trittbrett des Wagens. Sein schmerzbedes Knie erlaubte ihm nicht zu gehen, was er sonst vorgezogen haben würde.

Obgleich der Wagen in Bewegung setzte, näherte sich der dicke Wirth noch einmal der Gruppe der herbilichen Damen. Aber aus dem Mund der wuth- und rachsüchtigen Frauen flogen ihm nur zwei Worte entgegen:

„Stender Kneipier!“

Darauf ein schrilles Lachen und alle Drei schlossen zu gleicher Zeit den Mund.

Während der Wagen davomollte, stand er noch immer bestürzt.

Daß ihm die beleidigte Alte nicht einmal die letzte Schuld bezahlte, daran dachte er gar nicht mehr.

„Vergeltung muß sein!“ hatte Madame selbst gesagt.

Weiter und weiter schob sich der Wagen, schon lag Trautenau weit zurück; ein unangenehmer Wind fuhr den Komödianten in das Gesicht.

Die Pferde schüttelten mißmuthig die Köpfe.

Jeremias wendete noch einmal sein farbloses Gesicht.

Ganz im Hintergrund lag das Schloß mit seinem Park und seinen Thürmen, genau so, wie er es sah am ersten Tag seines Hierseins. Was sprach er nicht damals, was hoffte er?

Plötzlich warf er sich, laut schluchzend, auf das Gesicht und wimmerte lange.

(Fortsetzung folgt.)

### Ein alter Zollernst.

Es vor nun halb vier Jahren in dem Kirchlein des schwäbischen, kaum 20 Kilometer vom Hohenzollern entfernten Dörfchens Burgfelden die alten Wandgemälde (Fresken) entdeckt wurden, welche durch ihr hohes Alter sowohl dem Kapellchen als durch die Art der Malerei den Bildern einen hohen Rang in der Kunst- und Kulturgeschichte verschafften, da ahnte wohl niemand, daß eines der gefundenen Bilder auch als gemalte Urkunde hohen Geschichtswert habe, und doch ist hieran wohl kaum zu zweifeln. Versuchen wir, gestützt auf die Ausführungen namhafter schwäbischer Geschichtsforscher, die dahin gehende Ansicht zu entwickeln.

Bezüglich des Alters der Bilder kann als festgestellt gelten, daß sie, wenn nicht

von demselben Mächtig, welcher diejenigen im Dom zu Oberzell auf der Insel Reichenau im Bodensee malte, so doch fast gleichzeitig, aber etwas später, von einem Maler dieser Schule in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts hergestellt sind, und dies bitte ich als wesentliches Beweismittel für die späteren Ausführungen festzubalten.

Eines dieser Wandgemälde an der nördlichen Wand und zunächst dem Eingang am Westgiebel stellt eine Szene vor, welche entschieden keine Allegorie mit kirchlicher Grundlage, also kein Legenden- oder Parabelbild, sein kann, sondern eine geschichtliche Thatfache der Nachwelt überliefern, und festhalten wollte. Es zeigt folgende Figuren: Auf einem ziemlich langgestreckten weißen Pferd (Schimmel) sehen wir, halb sitzend halb von einem in raschem Lauf heigesprungenen Mann an den Haaren auf den Pferdehals rechts seitwärts gezogen und hängend, einen Reiter den ein zweiter auf der rechten Seite des Bedrängten stehender Mann, mit zum Schlag bereitem Schwert in der Rechten, zu enthaupen sich anschickt, während die Linke des Mörders des dem Tode Geweihten rechte Schulter ergriffen hat. Zu allem Ueberflus schwingt stokberei hinter dem Reiter in hochemporgehobenen Fäusten ein dritter Angreifer eine Stange oder einen Speer gegen die rechte Rückenseite des Reiters. Eine Gruppe von drei Männern schaut ängstlich rückwärts dahin, wo dem ersten Reiter ein zweiter, jedenfalls noch unverlehter (benn Hügelhaltung und Nielage sind noch richtig), folgt. Doch ist von diesem Reiter nur der vordere Theil des Pferdes und das erwähnte Knie sichtbar, sonst nichts mehr erhalten. Diese sämmtlichen Figuren bewegen sich inmitten eines aus stilisirten Blumen mit stamkartigen Stengeln bestehenden Walbes und unmittelbar hinter dem ersten Reiter äst ein Hirsch, der schon eine Blüthe abgebissen hat und eben die zweite, deren Stengel er im Munde hat, abbeißt. Der Volksmund, der gerne kurze bezeichnende Benennungen liebt, nennt die Szene den „Kampf im Walbe“; vielleicht ließe es noch richtiger „Der Totschlag im Walbe“.

Die urkundliche Geschichte des Hauses Zollern beginnt sehr traurig mit dem Eintrag des Geschichtsschreibers Bertold von Konstanz zum Jahr 1061: „Burkardus et Wezil de Zolorin occiduntur“ (Burkard und Wezel (Wenzel) von Zollern werden getödet). Als Ergänzung hiezu mag der folgende Eintrag im St. Galler Totenbuch gelten: „Obitus Engelberti presbyterii — et Tegenharti et Uodalrici et Purchardi comitis et Werinarii laicorum aliorumque occisorum.“ Darnach ist der getödete Burchard ein Graf, also ein „Graf von Zollern“. Geht man von dieser ersten urkundlichen Nennung zweier Herren von Zollern, wovon einer ein Graf ist und nach „Zollern“ benannt ist, einen Schritt weiter, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, woher hat der eine den Grafentitel, der andere nicht? Dr. L. Schmid in Tübingen giebt in seinem Werk die Antwort: Burchard führte diesen

Titel als Graf des Scherragaus, jenes Theils des Herzogthums Schwaben, der mit dem Hauptort Balingen zu der sicher uralten Schalksburg gehörte.

Damit aber ist unsere Forschung von der geschichtlichen geschriebenen Urkunde auf die historische Gegend des Scherragaus und der Schalksburg verwiesen, und gerne folgen wir dieser Spur, führt sie uns doch in eine der schönsten, großartigsten Gebirgsgegenden unserer schwäbischen Heimath. Eduard Paulus singt vom Schwesterstern der Schalksburg, dem Böllat:

O liebe Leut, was wöllat  
Ihr immer in der Schweiz?  
Ich führ euch auf den Böllat,  
Gewißlich, keinen reu's!

Vorragt in blauste Fernen  
Der riesenhafte Stein,  
Umstrahlt von Nestensternen  
Gaisstee und Rosmarein.

Von der Universitätsstadt Tübingen oder der hohenzollernschen Residenz Sigmaringen aus kommen wir mit der Hohenzollernbahn nach Balingen oder Ödingen und treten von dort den nicht zwei Stunden dauernden Aufstieg nach Burgfelden auf der Höheebene der Zollernalb an. Nun stehen wir auf dem Böllat. Soweit das Auge reicht, schweift es über wohl 300 Meter unter uns liegende lachende Thäler, umsäumt von dunklen Wäldern, während dazwischen, an den Hügeln hingestreut, wohl Hunderte von Dörfern in nah und fern grüßen. So der Blick nach Westen. Anders ist der nach Norden und Osten, wo sich weit die Zollernalb als von tiefen Thälern zerrissenes Plateau hinzieht. Wahrhaft großartig in seiner Wildheit mit den fast senkrechten Schrofen ist aber der jenseits des Gynachthals im Süden sich hinziehende Thalhang mit den Felsblöcken der Ringburg des Gräbelsbergs, der heidnischen Opferstätte des Lochs und dem vor-springenden Felsack des Hörnle, diesen Jahrtausende alten, in unveränderter Wildheit erhaltenen Denkmalen aus vorgeschichtlicher Zeit. Plötzlich aber bleibt das Auge an einem alten düstern, nur als Ruine erhaltenen Thurm mit einigen Mauerresten haften, welcher etwa 1500 m vor uns, mit dem Böllat nur durch einen schmalen Grat verbunden im dunkelgrünen Fichtenwalde liegt: die Ruine der Schalksburg. Jene Ebene des Henbergs, welche drüber überm Thal sich bis zum Pletten, Schaf-, Noß- und Oberhöhenberg dehnt, sie ist im wesentlichen der alte Scherragau und wir stehen vor dem Stammsitz seiner am Nordrande desselben wohnenden Grafen: vor der Schalksburg.

Wir sind gerne geneigt, die Wiege eines großen starken Geschlechts auch drillich in eine Umgebung zu legen, welche der späteren Entwicklung entspricht, und wahrlich kaum ein schönerer, Kraft und Gewandtheit fordernder Landstrich läßt sich finden, als die Umgebung der Schalksburg und des Zollern. Es ist nun keineswegs ein Ziel dieser Zeilen, die seit Jahrhunderten bestehende Tradition des Zollernhauses:

es sei die Stammburg auf dem Hohenzollern zu suchen, zerküßren zu wollen; liegt der letztere doch gleichfalls in nächster Nähe der Landschaft, der Burg, die wir als ältesten Sitz des Geschlechtes annehmen müssen. Und gerade die Nothwendigkeit der Annahme, daß die Schalksburg der älteste Stammsitz der Grafen von Zollern ist, setzt sich nicht in Widerspruch mit der Thatsache, daß schon in alten Zeiten auf Hohenzollern ein Stammschloß stand, sondern sie ergänzt nur diese Urgeschichte des Geschlechtes.

Doch nun wieder ein Stück Geschichte. Daß die Hohenzollern vom Stamm der rührischen Burchardinger ihren Ursprung mit Recht herleiten, steht fest, ja mit ziemlicher Sicherheit wird sich eine Verbindung mit den Herzögen von Schwaben dieses Namens und mit Burchard, dem Gemahl Hadwigs, die Schefel in unsterblicher Weise in seinem „Eilhard“ besingt, nachweisen lassen; aber gerade das Fehlen jeder geschriebenen Urkunde aus der Hohenzollern-Geschichte des 10. Jahrhunderts verweist uns eben auf Vermuthungen.

Der schon erwähnte Dr. L. Schmid sagt: Der Scherragau bildete die Stammgrafschaft der Ahnen des nach Zollern benannten Grafenhauses. Die nördliche Grenze derselben lief so nahe an Zollern, der aber im Untergau, der Hattinhruntare lag, hin, daß der Scherragau auch die dortigen Striche durch seinen Einfluß beherrschte, während der Zollernberg selbst, da er nur die St. Michaelskapelle trug (wohl Eigenthum der Kirche), sozusagen neutrales Gebiet war. Was lag bei dieser politischen Abgrenzung in den unruhigen Zeiten des 11. Jahrhunderts näher, als daß besonders, als urkundlich im Jahre 1057 Hesso, der rechtmäßige Besitzer des Berges Zollern, Süllich-Gaugraf, gefallen war, der auf der Schalksburg sitzende Scherragau Graf Burchard für seinen Bruder Wenzel ein Gebiet erwerben wollte, das, bisher neutral, nun in Eigenthum übergehen konnte, wonach ja damals alle bisherigen Lehensleute trachteten. War es ja der beständigen Fehden wegen nöthig geworden, daß der Kaiser ein Machtwort in Form des Gottesfriedens (treuga Dei) sprach, das wenig genug Beachtung gefunden hat. Ohne Kampf wenigstens wird man sich die Erweiterung des Gebietes der Scherragaugrafschaft wohl nicht vorstellen dürfen. Damit aber bekommen wir wieder etwas Greifbares in die Hand: „Den Totschlag im Walde“ aus der Burgfelder Kirche, wobei Burchard und Wezil getödtet werden, denn dies ist die Mordscene!

Seltzam, wie oft im Munde des schreibunkundigen Volkes in sagenhafter Form eine geschichtliche Thatsache von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt. So ist es auch bei der Schalksburg und seinem „Burgfeld“, d. h. dem Ort, wo die Begräbnisstätte des ältesten Grafen von Schalksburg-Zollern sich befindet. Der Volksmund sagt: „Burgfeld hat einstens 7 Kirchen gehabt“, und schiebt damit nicht sehr weit vom Ziel, denn gut bezahlt war

der Priester der Michaelskirche dort, wenigstens bezog er einen weit höheren Gehalt, als alle umliegenden Pfarreien ihren Besitzern zur gleichen Zeit trugen, nämlich nach dem Freiburger Diözesanarchiv im Jahre 1275 die Summe von 45 Pfd. Rottweiler Heller, während Balingen nur 20, Lauffen 15 Pfd. trug. Es werden also wohl 7 Dörfer dort eingepfarrt gewesen sein. Heute ist's Jiliale von Peflingen.

„Der Michel mit eme goldne Hülle ist vnterm Altar begraben,“ sagt ferner die Sage und — wahrhaftig vor wenigen Wochen erst wurden in der Kirche von Burgfelden neben dem Altar 3 menschliche Skelette, ein männliches, ein weibliches und das eines Kindes, ausgegraben, deren verhältnismäßig große Maße auf ein längst vergangenes Geschlecht schließen lassen und Gelehrten die Vermuthung aufdrängten, daß man es hier mit dem Erbgräbnis der Herren von Schalksburg-Zollern zu thun habe. Das „goldene Hülle“ fehlte, denn alle Zeichen ließen schließen, daß schon vorher unbefugte Hände die Grabstätte gestört hatten, und auch unter den Burgfelder Bürgern geht das Gerücht, daß im Jahr 1848 über nacht nach Schälben in der Kirche gegraben wurde, man habe jedoch die Sache „veriuscht“.

Die wichtigste Sage aber ist die: „Der Schimmelreiter soll öfter gesehen werden auf dem Weg von Burgfelden zur Schalksburg, aber merkwürdigerweise ohne Kopf.“ Das Bild in der Kirche war übermalt und zugetüncht jahrhundertlang; aber von Mund zu Mund ging das Wort vom „Schimmelreiter“ der darauf abgebildet war in dem Augenblick seiner Enthauptung. . . .

Schon diese drei sagenhaften Ueberlieferungen sollten zu weiterem Forschen anspornen, wenn man je nicht zugeben wollte, daß die Schalksburg ein Sitz der Scherragau Grafen von Zollern war. Aber ist es denn nicht möglich, nachdem es sicher feststeht, daß die Burgfelder Kirche eine St. Michaels-Kapelle ist, daß überhaupt unter dem Berg Zollern die ganze Zollern-Alb und unter der erwähnten Michaels-Kapelle neben der vom Hohenzollern auch die zweite von der Schalksburg und dem Böklat gemeint war?

Sämliche Bilder der Burgfelder Kirche sind dank der Fürsorge unsers württembergischen Staates, der dieselbe als Alterthum angekauft hat, im Original am Fundort erhalten.

## Etiquettefragen.

Es gibt zwei grundverschiedene Dinge, die beide mit dem Namen Etiquette bezeichnet werden; das eine ist das an den meisten Höfen übliche Ceremoniell, eine Sammlung alter, nicht selten veralteter Formen für den Verkehr des Herrschers und seines Hofstaates, das andere das Gesetzbuch der in der guten Gesellschaft üblichen Umgangsformen, die — im Gegensatz zu der vollkommen er-

starnten Hofetiquette — fortwährend in Umwandlung begriffen sind und der Entwicklung der Gesellschaft folgen. Noch vor nicht allzu langer Zeit waren diese Umgangsformen für die verschiedenen Gesellschaftsklassen verschieden; für gewisse Klassen (und nicht etwa bloß für die unteren) gab es überhaupt keine gesetzmäßig bestimmten Formen des Verkehrs untereinander; für diese Klassen beschränkte sich die Kenntnis der Etiquette auf dasjenige, was für den Umgang mit Höhergestellten nothwendig war. Mit dem fortschreitenden Siege der demokratischen Anschauungen ist dies anders besser geworden. Eine Erscheinung, die in der ganzen Entwicklungsgeschichte der Menschheit wahrnehmbar ist, zeigt sich auch hier. Der Sieger tritt auf die höhere Kulturstufe des Besiegten, er macht sich dessen geistige Errungenschaften zu eigen. Oder in unserem speziellen Falle: das Bürgthum macht sich jene Umgangsformen zu eigen, die früher zu den vielen Vorrechten der privilegierten Stände, des Adels und der geadelten Bourgeoisie gehört hätten. Aber der Eroberer nimmt das Eroberte nicht schlechtweg wie es ist; er paßt es seinen Bedürfnissen an, er unterdrückt, was Veraltetes, Lästiges, ja Lächerliches daran ist, und bildet so in unmerklicher, aber nachhaltiger Arbeit die Etiquette der bürgerlichen Gesellschaft, welche heute die Etiquette der Gesellschaft überhaupt geworden ist.

Als solche hat sie eine zweifache Aufgabe in überaus wohlthätiger Weise erfüllt. Sie hat — als Etiquette der bürgerlichen Gesellschaft — wesentlich dazu beigetragen, die gesellschaftlichen Sitten des Bürgthums zu verbessern und demselben jene Sicherheit im Verkehr zu geben, ohne welche dieser überhaupt — vom Wirthshausverkehre abgesehen — nicht dauernd möglich ist. Andererseits hat sie wesentlich dazu beigetragen, daß der äußerste Abstand zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen schwand; indem sie durch die Schaffung gleicher Umgangsformen den Bürger befähigte, erhabenen Hauptes, Aug' in Auge, mit dem Hocharistokraten zu verkehren, räumte sie eines der größten Hindernisse weg und demokratisirte den Verkehr mehr, als es je die Gesetze des Staates vermocht hätten.

War die Etiquette früherer Zeiten hauptsächlich zu dem Zwecke konstruirt, um den Unterschied der Stände zu bezeichnen und festzuhalten, so hat die moderne Etiquette, indem sie sich organisch entwickelte, die Grenzen zwischen den Gesellschaftsklassen aufgehoben und durch das von ihr bekreirierte gleiche Recht für Alle die Menschen auf dem menschlichsten Gebiete, auf dem des geselligen Verkehrs, einander nahe gebracht.

Dies ist die Bedeutung der modernen Etiquette, der Etiquette der bürgerlichen Gesellschaft, für die Allgemeinheit. Sie ist größer, als man in der Regel annimmt. Vielsach ist man geneigt, diese moderne Etiquette mit der früheren gleichzustellen und sich deshalb darüber lustig zu machen. Wir haben den Unterschied zwischen beiden und den Werth und die Bedeutung der

modernen Etiquette für die Allgemeinheit nachgewiesen.

Nicht minder groß ist ihr Werth für den Einzelnen; dieser Werth ist ein so eminent praktischer, daß er auch Jene überzeugen wird, welche vielleicht für öffentliche Interessen weniger zugänglich sind.

Etiquette im modernen Sinne ist nichts Anderes, als die genaue Kenntniß jener Gesetze, nach denen sich der Verkehr der guten Gesellschaft regelt. Ohne diese Kenntniß wird man im Verkehr den ärgsten Anstoß erregen und, je nach den Umständen, eine lächerliche oder mißachtete Rolle spielen, mit einem Worte: Man wird gesellschaftlich unmöglich. Gegen diese gesellschaftliche Achtung schützt heute nicht einmal mehr das Genie, das noch vor wenigen Jahrzehnten ein Freibrief mächtiger Art war. Heutzutage wird man ihm „mildernde Umstände“ zugestehen, wo es sich um Verletzung zarter Details handelt; grobe Verstöße aber rächt man selbst dem Genius gegenüber durch Ausschließung. Der geniale Mann, in Flausrock und hohen Stiefeln in der Gesellschaft verkehrend, ist unbenkbar geworden. Man mag dies als Freund der Originalität beklagen, aber es ist eine nicht abzuleugnende Thatsache: auch das Genie kann sich dem gleichmachenden Zuge der Zeit nicht mehr entziehen.

Wer die Wichtigkeit der vorstehenden Sätze erkannt hat, wird auch un schwer den praktischen Werth der Kenntniß der modernen Etiquette erkennen. Sie schützt — dies ist ihr Werth in negativer Richtung — vor Verstößen und deren bitteren gesellschaftlichen Konsequenzen. Sie verleihet — und das macht sie positiv werthvoll — jene unbefangene Sicherheit, jene zur Natur gewordene Kunst des Auftretens, die den glücklichen Besitzer zum Sieger im geselligen Verkehr macht. Wer die Umgangsformen virtuos beherrscht, wird in der Regel Schwierigkeiten auf seiner Laufbahn spielend übersehen, über die mancher Andere zu Falle kommt.

Virtuosität in der Kunst des geselligen Verkehrs — wie in jeder anderen — setzt zweierlei voraus: Genaue Kenntniß der Kunstregeln und unausgesetzte Übung derselben. Erstere wird in einer soeben erwähnten Arbeit\*) geboten werden; letztere kann jeder Einzelne erwerben, wenn er nach dem theoretischen Studium der Gesetze der Etiquette unausgesetzt bemüht ist, sie im Verkehr zur Anwendung zu bringen. Möge dies auch Anfangs schwer sein, unbeholfen und vielleicht sogar komisch wirken; was liegt daran? Auch Liszt, Rubinstein und Paganini haben Anfangs Übungen spielen müssen, die höchstwahrscheinlich der Nachbarschaft wenig Genuß bereitet haben. Bald wird man grobe Verstöße vermeiden, und ist nur erst die Sicherheit gewonnen, dann geht es schneller, als man glaubt.

Gilt das Gesagte hauptsächlich für die heranwachsende Jugend, der dieses Büchlein

\*) Etiquettefragen. Die Gesetze der Etiquette für die bürgerliche Gesellschaft. Verlag der „Wiener Mode“, Wien, Leipzig, Berlin, Stuttgart. Preis Mk. 1.50.

ein Lehrmeister sein will, so glauben wir, daß es auch den im gesellschaftlichen Verkehr Erfahrenen als Rathgeber in manchen Fällen willkommen sein dürfte. Wir haben Eingang darauf hingewiesen, wie sich die moderne Etiquette allmählig organisch entwickelt hat. Eine Kodifizierung des nunmehr als feststehend Geltenden scheint uns deshalb nützlich zu sein und wird Manchem etwas Neues, Vielen Bestimmtheit in zweifelhaften Fällen bringen.

Etiquette ist die in feste Gesetze gebrachte Höflichkeit. Wer sich diesen Grundsatz vor Augen hält und sein eigenes Taktgefühl zu Rathe zieht, der wird ohne jeden Zweifel das Richtige auch in jenen Fällen finden, wo unser Rathgeber stumm bleiben sollte. Allzu viele werden es doch nicht sein.

Und noch ein guter Rath! Glaube ja Niemand, daß Etiquette das Höchste, die Befolgung ihrer Gesetze das Wichtigste im gesellschaftlichen Verkehr sei. Höher stehen Herz und Verstand; wem diese als Berather dienen, der möge beruhigt sein, auch wenn ihm in irgend einer Situation die Kenntniß der Gesetzeparagraphen verläßt. Jene beiden guten Genien werden schon den rechten Weg weisen!

Das interessante Büchlein wendet sich in erster Reihe an die Frauen. Ihnen hat die Natur mehr als den Männern die holde Gabe des angeborenen Taktgefühls verliehen. Ihnen ist es darum auch leichter, die Gesetze der modernen Etiquette zu lehren und ihnen Geltung zu verschaffen, ihnen wird es darum auch in erhöhtem Maße zur Pflicht. Den Frauen, den Priesterinnen und Pflegerinnen des gesellschaftlichen Verkehrs, wurde deshalb dieser Versuch eines Gesetzbuches der modernen Etiquette gewidmet!

## Diätetik der Fleischnahrung.

Die Bedeutung des Fleisches als Nahrungsmittel beruht vor allem auf seinem Reichthum an eiweißhaltigen Substanzen, deren Einführung in den lebenden Organismus eine Nothwendigkeit für dessen Erhaltung ist. Die Eiweißstoffe (Eiweiß inkl. Leim) bilden etwa den sechsten Theil des gesamten Organismus, wovon die Muskeln etwa die Hälfte enthalten. Der Verbrauch der Eiweißsubstanzen erfolgt besonders durch die Muskelthätigkeit. Das Fleisch ist aber nicht allein reich an jenen wichtigen Stoffen, sondern es enthält diese auch in einer selbst für schwache Verdauungsapparate sehr zugänglichen Form. Es ist verdaulicher als Milch gekochte Eier, und vor allem viel leichter verdaulich, als die Eiweißstoffe des Getreides und der Hülsenfrüchte. Diese Vegetabilien werden zum großen Theil überhaupt nicht verdaut und schon dies ist ein deutlicher Fingerzeig, daß für uns die animalische Kost die vorwiegende sein soll. Das Fleisch und seine Substanzen dienen als Nahrungsmittel in den verschiedensten Formen; wir wollen hiervon die wichtigsten

und zwar mit besonderer Berücksichtigung ihrer diätetischen Wirkung näher betrachten.

Fleischbrühe wird bekanntlich durch Auslaugen des Fleisches mit siedendem Wasser hergestellt. Sie enthält mehr von den Bestandtheilen des Fleisches, wenn dies in kaltes und allmählich zum Kochen gebrachtes Wasser, als wenn es gleich in kochendes Wasser gelegt wird. In diesem Falle gerinnt das Eiweiß in der äußeren Schicht des Fleischstückes, so daß das Auslaugen der tieferen Fleischschichten verhindert wird. Bei diesem Verfahren behält das Fleisch eine Schmachhaftigkeit bei. Am besten bringt man das Fleisch in lebhaft siedendes Wasser, unterhält die hohe Temperatur indes nur 3—5 Minuten, (um die Gerinnung des Eiweißes in den äußeren Schichten zu erreichen,) fängt dann soviel kaltes Wasser hinzu, daß die Temperatur auf 79° C sinkt und erhält diese Temperatur mehrere Stunden lang, bis das Fleisch mürbe geworden ist. In diesem Falle kann freilich von einer erheblichen Nahrungshaftigkeit der Fleischbrühe keine Rede sein. Eine mäßig kräftige Bouillon paßt indes, abgesehen davon, daß sie gut schmeckt und ein vorzügliches Genußmittel bildet, in allen solchen Fällen sehr gut, in welchen nach erschöpfenden Krankheiten die Funktionen der Nerven darniederliegen, nur sehr leichte Kost vertragen wird und der Körper erst angeregt werden muß, nahrhaftere Speisen zu verdauen. Eine sehr kräftige Bouillon erhält man, wenn man das Fleisch zerhackt, mit kaltem Wasser aufsetzt und bis zum Sieden erhitzt. Eine solche Fleischbrühe ruft namentlich durch ihren reichen Gehalt an Salzen eine Temperatursteigerung und Pulsvermehrung hervor und ist daher in hochfieberhaften Krankheiten nicht zu geben. Nur wenn plötzlich allgemeine Schwäche und Herzlähmung den Tod befürchten lassen, ist sie am Platze. In allen andern Fällen empfiehlt es sich, entweder durch dünne, an Salzen arme Fleischbrühe mit Zusatz von Eidotter oder durch Mehlsuppen mit frischer Butter und Eidotter dem drohenden Kraftverfalle durch das Fieber entgegenzusteuern. Zu vermeiden ist Fleischbrühe bei Empfindlichkeit und Kalarrh des Magens.

Die Brühen einzelner Fleischsorten haben gewisse Besonderheiten. So passen z. B. Kalbfleisch und Taubenbrühe wegen ihres geringen Gehaltes an Extraktivstoffen und Salzen besonders für Kinder und Magenschwache. Brühen von Hühnern oder Hammelfleisch wirken stopfend. Dünne Bouillon kann durch Fleischextrakt wohlschmeckender aber nicht nahrhafter gemacht werden. Der Nährwerth wird dagegen durch Zusatz von Reis, Graupen, Orties zc. erhöht, doch muß man sich vor einer Ueberschätzung hüten.

Mit Recht wird rohes geschabtes Rindfleisch wegen seiner Leichtverdaulichkeit und Nahrungshaftigkeit hochgeschätzt. In dem rohen Fleisch ist das Eiweiß leicht verdaulich, weil es noch nicht geronnen ist; ferner werden durch das Schaben die schwer verdaulichen, bindegeweblichen Bestandtheile

## Römische Gladiatoren.

Von Dr. Julius Pasig.

beseitigt. Das auf diese Weise zubereitete Fleisch wird von dem Verdauungsapparat gänzlich ausgenützt. Selbst ein schwacher Magen wird es gut vertragen, besser jedenfalls als das gebratene Fleisch. Es ist daher mit Recht bei schwächlichen Kindern nach Vollendung des zehnten Lebensmonats, ferner bei Erwachsenen in der Rekonvaleszenz, bei Magenschwäche und überhaupt bei allen schwachen Personen zu empfehlen. Durch das Schaben des Fleisches sichert man sich vor den Finnen, die sich bei diesem Verfahren leicht erkennen lassen; daher ist das Fleisch nicht gehackt, sondern stets in Stücken zu kaufen. Kleine Kinder läßt man täglich dreimal einen Theelöffel voll und Erwachsene dreimal einen Eßlöffel voll mit etwas Salz bestreut nehmen. (Dr. Vogel über die Diät.) Das gekochte Fleisch hat durch das Kochen ca. 43% von seinem Gewichte verloren und zwar besonders Wasser, sowie einen Theil der Salze. Da es seine Eiweißstoffe fast ganz behält, so ist auch noch von seiner Nahrhaftigkeit fast nichts verloren gegangen, so daß es besser ist als sein Ruf. Die durch den Verlust der Salze hervorgerufene Geschmackslosigkeit kann durch Gewürze und pikante Saucen (Meerrettich, Sardellen, Senf, Mustern, Gurkensaucen etc.) wieder hergestellt werden. Wegen des Geronnenseins des Eiweißes und der dadurch bedingten Schwerverdaulichkeit ist jedoch Magenkranken und Fiebernden der Genuß von gekochtem Fleisch nicht zu empfehlen. Durch das Braten wird wie beim Schnellkochen des Fleisches ein Gerinnen der Eiweiß-Substanzen der Oberfläche hervorgerufen, wodurch das Austreten des Saftes verhindert wird. Das saftige Bratenfleisch ist ganz besonders nahrhaft, aber nicht so verdaulich wie das rohe Fleisch, da in ihm wie im gekochten Fleische das Eiweiß geronnen ist.

Was die quantitative Zusammensetzung des Fleisches und somit des Nährwerthes desselben betrifft, so übt die Mastung den größten Einfluß darauf aus. Es enthalten z. B. 1000 g Fleisch vom fetten Ochsen: 356 g Muskelsubstanz, 239 g Fett, 390 g Wasser; vom magern dagegen: 398 g Muskelsubstanz, 81 g Fett, 597 g Wasser. Es muß also das Fleisch vom magern Ochsen beim Braten und Kochen weit mehr zusammenschrumpfen, als das vom fetten Ochsen. Daher sind vermeintlich billige Fleischwaren oft relativ theuer. Das Vogelfleisch zeigt den größten Gesamtgehalt an eiweißhaltigen Körpern, das Fischfleisch den geringsten, zwischen beiden steht das Fleisch der Säugethiere. Das Fleisch der weiblichen Säugethiere, Vögel und Fische ist zarter, aber weniger schwachhaft als das der männlichen. Das Fleisch der Sau ist aber ebenso geschätzt, wie das des männlichen Schweines, und das Fleisch einer Gans wird meist demjenigen eines Gänserichs vorgezogen.

Wochenschr. des Intern. Vereins der Gasthof-Besitzer.

Ave, Caesar, morituri te salutant! (Sei gegrüßt, Cäsar, die dem Tode Geweihten grüßen Dich!) war der Ruf mit dem die römischen Gladiatoren dem dem blutigen Kampfspele zuschauenden Kaiser vor Beginn der Vorstellung ihre Huldigung darbrachten, und dieser Gladiatorengruß hat durch die seitens des Hofprediger Faber am Ende seiner Festpredigt in der Schloßkapelle zu Berlin am 18. Januar gebrauchten Worte „Morituri Caesar te salutant!“ die in der gesammten Presse erörtert wurden, gerade jetzt ein besonderes Interesse bekommen, daß es unseren Lesern gewiß nicht unwillkommen sein dürfte, etwas Näheres über die römischen Gladiatorenkämpfe zu erfahren.

Die römischen Kampfspele, seit den ältesten Zeiten üblich und vom Volke leidenschaftlich geliebt, gehörten ursprünglich zum Gottesdienste und zerfielen in ludi circenses (Zirkusspiele) und ludi gladiatorii (Gladiatorenspiele).

Während die ersteren in einem dem griechischen Stadion ziemlich ähnlichen Zirkus stattfanden, war der Schauplatz der blutigen Gladiatorenkämpfe, denen der Name ludi (Spiele) schlecht ansteht, das Amphitheater, eine den Römern eigenthümliche Einrichtung. Das erste Amphitheater scheint ein gewisser Gaius Curio, der auch dem Cicero befreundet war, erbaut zu haben. Er ließ die Sitze im Halbkreise anordnen, so daß sich vor Beginn des Kampfspeles die Zuschauer den Rücken zulehrten. Durch einen Mechanismus bewegten sich dann die Sitze und drehten die Zuschauer herum, daß nun das Ganze einen Kreis bildete, in dessen Mitte die Arena war. Während dieses Amphitheater ein hölzerner Bau war, ließ der Kaiser Vespasianus das große Amphitheatrum Flavium aus Stein erbauen, welches der Kaiser Titus im Jahre 80 n. Chr. vollendete und das von der in der Nähe befindlichen Kolossalstatue des Nero den Namen Colosseum bekam. Es zeigte die Form eines mächtigen Ovals und hatte vier Stockwerke, von denen die drei untersten durch Arkaden gebildet wurden, während das vierte aus einer Mauer mit Fenstern bestand. Es hatte 80 Eingänge und konnte 87000 Zuschauer fassen. Die Arena war aus feinem, festgestampftem Sand hergestellt und von einer niedrigen Mauer umgeben, hinter welcher sich die Ehrenplätze befanden. In der Mitte der Arena war eine kleine Oeffnung, um das Regenwasser oder Blut abzulassen. Um den ganzen Bau, der gegen die sengenden Sonnenstrahlen des italienischen Himmels durch ein mächtiges Segeltuch (velaria) geschützt war, lief ein prächtiger Portikus. Von dem Kolosseum sind in Rom jetzt nur noch Trümmer übrig, denn von der Mitte des 13. bis ins 15. Jahrhundert wurde es als Steinbruch benutzt, aber man wird sich von den gewaltigen Dimensionen dieses Baues einen Begriff machen können durch die

Thatsache, daß aus den Steinen des Kolosseum fast das ganze spätere Rom erbaut worden ist.

Die ersten Gladiatorenspiele in Rom waren Leichenspiele, welche zwei Brüder, namens Brutus, im Jahre 490 v. Chr. aus Anlaß des Todes ihres Vaters veranstalteten. Später fanden bei den Saturnalien und den der Göttin Minerva geweihten Festen Gladiatorenkämpfe statt, und schließlich wurden sie ein bewährtes Mittel sich beim Volke beliebt zu machen. Panem et circenses, mehr brauchte das Volk nicht. Anfangs waren die Gladiatoren nur Sklaven oder zum Tod verurtheilte Verbrecher, im Laufe der Zeit fanden aber auch freie Männer an dem blutigen Handwerk Geschmack, ja sogar vornehme Männer nahmen, sei es angelockt durch die Aussicht auf klingenden Lohn, daran theil. Zur ganz besonderen Ergötzung der Zuschauer traten auch manchmal Weiber und Zwerge als Gladiatoren auf.

Die Einübung der Sklaven besorgte ein besonderer Gladiatoren Fechtmeister (lanista). Wenn die Fechter erst eingeübt, waren sie ganz der Willkür des lanista ausgesetzt und eine gewinnbringende Ware desselben. Sie mußten in Gegenwart des Volkes schwören, bis zu ihrem Tode dem blutigen Handwerk treu bleiben zu wollen, und nun wurden sie von den Veranstaltern der Kampfspele angekauft, denen der Fechtmeister oft Hunderte, ja Tausende liefern mußte.

Die ordentlichen Gladiatorenkämpfe fanden immer so statt, daß Gegner mit verschiedenen Waffen einander bekämpften, und so hatten auch die Fechter je nach ihrer Bewaffnung und Waffenführung verschiedene Namen. Die secutores traten in voller Rüstung auf, mit Helm, Schild, Schwert und einer an einem Riemen befestigten bleiernen Kugel bewaffnet, während der retiarius nur mit einer kurzen Dunita besleidet war; in der einen Hand trug er ein mit einem Ringe versehenes Netz, um den Kopf des Gegners darin zu fangen, in der anderen, eine kurze dreispitzige Waffe, den tridens, mit welcher er dem gefangenen Gegner den Todesstoß in die Brust versetzte. Ja, es gab auch berittene Gladiatoren (andabatae), deren Gesicht ganz mit dem Helme bedeckt war, und die mit ihrem Speere (spiculum) blind auf einander losjagten. In ganzen Haufen gegen einander kämpfende Fechter hießen catorarii.

Fand ein Gladiatorenkampf statt, so fehlte schon damals die Reklame nicht! Der Veranstalter desselben (editor) schickte Einladungen (libellos) herum, oder er ließ an den Straßenecken mächtige Plakate anmalen, welche berühmte Gladiatoren zeigten, die Zahl ihrer bisherigen Siege angaben und darüber Zeit und Ort des Kampfes.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde strömte das Volk in hellen Haufen dem Amphitheater zu, denn die Römer trieben die Gladiatorenspiele mit Raffinement und zugleich mit demselben Ernste, wie ihre wichtigsten Staatsgeschäfte. Nachdem dem

Zuschauern von den designatores die Plätze angewiesen waren, begann das Spiel. Die Fechter traten in die Arena, verneigten sich gegen den anwesenden Kaiser und begrüßten ihn mit dem Rufe: Ave, Caesar, morituri te salutant! Zunächst fand als Vorspiel ein Scheinkampf mit hölzernen Waffen statt, um die Gewandtheit der Kämpfenden zu zeigen. Auf ein Trompetensignal ergriffen sie die scharfen Waffen, und das blutige Spiel begann. Anfangs ruhig, fast schulmäßig; aber immer hitziger bringen die Gegner aufeinander ein, schon klaffen Wunden, habet oder sedet (er sitzt) ertönt es aus dem Munde einiger Zuschauer. So wogt der Kampf mit wechselndem Glück hin und her, bis endlich der eine der Kämpfer zu Boden stürzt und die Waffen streckt (submitit arma). Der Sieger setzt dem unterlegenen Gegner den Fuß auf die Brust und schaut sich fragend nach den Zuschauern um, die, vom feurigen Galerner Wein erhitzt ihm frenetischen Beifall zujubeln. In den Händen des Besiegten liegt nun das Schicksal des Besiegten, es bestimmt durch ein Zeichen, ob er leben oder . . . den letzten Todesstoß empfangen soll. Des Siegers Lohn aber sind Geld, Palmenzweige und, sofern er ein Sklave war, die Freiheit; das Volk verläßt jubelnd die vom Blut getränkte Arena und geht lärmend auseinander, der siegreiche Gladiator aber hängt seine Waffen im Tempel des Herkules auf.

Vom Kaiser Konstantin wurden die Gladiatorenkämpfe, als mit dem Christenthum nicht vereinbar, verboten.

Ob aber das Gelübde deutscher Treue bis in den Tod, die für ihre höchsten Güter, für Freiheit und Unabhängigkeit, für Fürst und Vaterland freudig ihr Leben einsetzt, mit jenen Gladiatorenkämpfe zu vergleichen ist, überlassen wir dem Geschmac der Leser.

### Gemeinnütziges.

Vorzügliches Mittel gegen aufgesprungene Hände. Eines der besten Mittel gegen aufgesprungene Hände ist Honigwasser und zwar löst man in 1 l Wasser einen Eßlöffel Honig auf. Die Wirkung wird noch eher erreicht, wenn man dieser Auflösung noch einen Eßlöffel voll Glycerin zusetzt. Durch das Bestreichen der Hände mit dieser Flüssigkeit wird die Haut überaus weich und geschmeidig.

Milch als Löschungsmittel für Petroleumbrand. Wenige dürften wissen, welches Vorgehen gegen Petroleumfeuer am sichersten wirkt, daher es hier am Platze sein mag, einen Fall, der sich zugetragen hat, zu erwähnen. In der Zeitschrift Fortschritt der Industrie wird folgendes darüber berichtet. Bei einer Familie warf ein Dienstmädchen aus Unvorsichtigkeit eine brennende Petroleumlampe um. Man versuchte alles mögliche, um das Feuer zu löschen, bis endlich, als gar nichts helfen wollte, das Dienstmädchen einen Topf mit Milch ergriff und ihn über die Flamme ausgoß, welche sofort erlosch. — Wir haben in unserem chemischen Laboratorium Versuche hierüber anstellen lassen. Der Bericht desselben lautet: Ein flacher Zeller wurde 3 mm hoch mit künstlichem Petroleum angefüllt und dieses angezündet. Der lebhaft brennenden Flamme konnte man durch Aufgießen von Wasser nicht beikommen, während das inzwischen kräftiger lodernde Feuer bei Anwendung von Milch sofort verlöschte. Auf einem Bretterboden befindliches, brennendes Petroleum war mit Wasser zu löschen, aber wirksamer erwies sich auch hier die Milch, welches das Feuer sogleich erlosch. Bei demselben, auf einem Zementboden vorgenommenen Versuch zeigten Wasser und Milch brennendem Petroleum gegenüber dasselbe Verhalten. Aus Vorstehendem ist ersichtlich, daß unter gewissen Bedingungen, besonders wenn das Petroleum in einem begrenzten Raume brennt, wo es nicht auseinander fließen kann, Milch ein recht brauchbares Mittel zum Löschen von kleinen Petroleumbränden ist.

Risse in Kleidern lassen sich nicht immer mit der Nadel ausbessern und in diesem Falle empfiehlt sich folgendes Verfahren: Man legt an der Stelle des Risses auf der Rückseite des Stoffes ein Blättchen Guttapercha, bringt die getrennten Theile in unmittelbare Berührung und stellt dann ein heißes Bügeleisen darauf. Augenblicklich sind dann die klaffenden Stellen fest und unsichtbar in einander gefleßt.

### Humoristisches.

Auf einer Kleinbahn. Passagier: „Warum ist denn der Lokomotivführer abgestiegen?“ — Kondukteur: „Er gebraucht die Schneepflug, und da geht er, wenn der Zug eine Wiese passiert, barfuß im Graze nebenher.“

Prompte Auskunft. „Was, Helene, Du brauchst schon wieder zwanzig Mark — ja, was soll denn daraus werden?“ — „Ein neuer Winterhut, mein lieber Fritz!“

### Uns Vaterland.

Von Friedrich Wörndt.

Blühe deutsches Land  
Groß und schön,  
Von des Meeres Strand  
Bis zu den Höhen,  
West, Ost, Süd und Nord  
Zimmer gleich,  
Blühe fort und fort  
Du deutsches Reich!

Deine Städte gut,  
Dein alter Hain,  
Deiner Ströme Fluß,  
Dein ächter Wein,  
Edel, frei und klar  
Sind sie ja;  
Heil Dir immerdar,  
Germania!

Blühe immer fort  
So groß und reich,  
West, Ost, Süd und Nord  
Zimmer gleich;  
Von der Alpen Strich  
Zum Meeresstrand.  
Gott behüte Dich,  
Mein deutsches Land!

### Räthsel.

Mit B stets Fräulein, selten Frau,  
Mit H oft schwarz, mitunter grau,  
Mit S belebt's die ganze Welt.  
Mit T da ist es immer rund,  
Mit W gibt's lauter Freude fund.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Paris, Parma, Norma, Norne, Sonne, Seine.

Empfehle selb. u. Nachnahme delik.  
Näse Limbarger 9 Pfd. 3 Mk.  
Hand, Postamt 3 Mk.,  
100 St. Mk. 3,25.  
C. Wandorff, Käferei, Marburg  
27501 (Hessen.)

### Die beste Harmonika-Schule

zum Selbstunterricht nach neuestem Lernsystem ist die Seith'sche Ziehharmonikaschule. Dieselbe ermöglicht das Spielen der Ziehharmonika in einigen Stunden auch wirklich korrekt zu erlernen. Nebst einer praktischen Anleitung zum Selbstreparieren der Harmonika. Mit vielen Abbildungen. — Preis zusammen nur 1.50 Mk. Reparatur-Mensilien billigst. Außerdem neue Harmonikas zu 1.80, 2.50, 3.—, 4.50, 6.—, 8.50, 10—50 Mk. Prospekt und illustrierte Preisliste gratis und franco. Ferner Zittern von 9 Mk. an, Gitarren, Klarinetten u. c. Neueste Musikalien.

Franz Seith,  
Königsbofen—Bayern.

## Sommerfest kleiner Leute.

10 Stücke in allerleichtestem Stile für Klavier

zu 2 Händen mit Fingersatz

von Franz Behr, op. 664.

- |                           |                              |
|---------------------------|------------------------------|
| No. 1. Empfang der Gäste. | No. 6. Soldatenspiel.        |
| " 2. Erfrischung.         | " 7. Kleiner Streit,         |
| " 3. Puppenparade.        | " 8. Versöhnung.             |
| " 4. Im Garten.           | " 9. Schon Zeit z. Aufbruch? |
| " 5. Tanz auf dem Rasen.  | " 10. Abschied.              |

No. 1—10 in 1 Bande, prächtvolle Ausstattung Mk. 4.—.

Mit feinstem musikpädagogischem Takt komponierte Stückchen, die, obgleich in allerleichtestem Stil gehalten, anmutig klingen und den Tonsinn sowie die Freude an Musik bei „kleinen Leuten“ wecken und rege erhalten. Die Ausstattung ist vorzüglich, der reizende Titel in künstlerisch ausgeführtem Buntdruck.

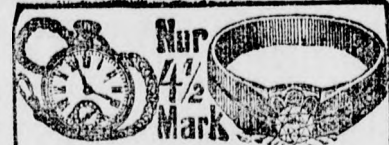
Gegen Einsendung des Betrages erfolgt Franko-  
sendung. Nachnahme verteuert um — 60 Pfg.

Ausführl. Musik-Kataloge und illustr. Instrum.-Verz. kostenfrei.

Verlag von P. J. Tonger, Köln a. Rh.

### Für Rettung von Crunksucht!

versend. Anweisung nach 18-jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, — keine Berufsstörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“



### Goldin-Remontoir-

Anker-Uhr für Herren, von echtem Golde nicht zu unterscheiden, versende ich, so lange der Vorrath reicht, zum Exportpreise von nur M. 4.50. Goldin-Damen-Remontoir-Anker-Uhren à M. 5.50. Für guten Gang 2 Jahre Garantie. Goldin-Uhrketten für Herren und Damen à M. 1.50, Goldin-Ringe à M. 1.50. Vorzügliche Weckeruhren à M. 3.—. Versand geg. Nachnahme oder vorher. Geldeinf. (auch Briefmarken) durch die Firma: Feith's Neuheiten-Vertrieb in Dresden A. 9.